

nahezu zwangsläufig gegen die Autonomie der Frauen. Denn es sind Männer, die den Zugriff auf Land erhalten, sei es durch Rodung, Vererbung oder Heirat. Und: „Macht ist da, wo das Land oder das Vieh ist“ (S. 286). Des weiteren zeigt *Dux* den Einbruch der Macht in archaischen Gesellschaften, in denen sich Staat und Herrschaft bilden und Öffentlichkeit einen anderen Charakter bekommt. „Öffentlichkeit wird der Bereich der Machtzentren“ (S. 363), und die ohnehin seit jeher auf das Innenverhältnis verwiesenen Frauen werden von der Teilnahme an dieser, nun politischen, Öffentlichkeit ausgeschlossen. Schließlich verfolgt *Dux* den unaufhaltsamen Durchbruch männlicher Machtverfassungen für die Polis Athens. Dort, wo die gesellschaftliche Organisation politischer Entscheidungsprozesse am weitesten fortgeschritten ist, erfährt „die Entmachtung der Frau ihre Spitze“ (S. 371). An den griechischen Verhältnissen kann *Dux* deutlich machen, „daß der Ausschluß der Frau aus der Öffentlichkeit das Resultat derjenigen Prozesse ist, über die sich letztere gebildet hat: eben über die Macht“ (S. 414).

Die Darstellung der Entwicklungspfade von Gesellschaft und die Stringenz, mit der *Günter Dux* seinen roten Faden über fast 500 Seiten und durch mehr als hundert Ethnien verfolgt, sind faszinierend, selbst wenn der Autor seinen Leserinnen und Lesern große Geduld und errieb-

liche Ausdauer abverlangt. Die Schlußfolgerung der Arbeit ist nicht sonderlichermutigend. Die Ursprünge der Macht im Geschlechterverhältnis liegen in den Prozessen der Konstitution von Gesellschaft. Diese Prozesse stehen den Betroffenen jedoch nicht zur Disposition, Niemand kann etwas dafür, daß die (Geschlechter-)Verhältnisse so sind, wie sie sind. „Geschichte ist Schicksal“ (S. 233). Mit einem solchen Fazit gerät *Dux* leider in Gefahr, als Fürsprecher der herrschenden Geschlechterordnung interpretiert und mißbraucht zu werden, obwohl nicht die Legitimation, sondern die Rekonstruktion und die Deutung der Verhältnisse Inhalt der Arbeit sind.

Sylke Nissen

***Petra Frerichs/Margareta Steinrück*** (Hrsg.); **Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse**, Leske + Budrich, Opladen 1993, 208 S.

Im Anschluß an die englische „Gender and Class“-Debatte der achtziger Jahre bahnt sich eine Verkopplung von Frauen- und Schichtungsforschung an, die die Analyse geschlechtsspezifischer Ungleichheiten beträchtlich differen-

ziert und die Eindimensionalität geschlechtszentrierter Argumentationsstränge mit der Heterogenität weiblicher Lebenslagen konfrontiert. Gerade der geheimnisvolle Mythos weiblicher Identität läßt es sinnvoll erscheinen, Geschlechts- und Klassenzugehörigkeit zusammen zu denken. Der vorliegende Sammelband markiert insbesondere Positionen, inwieweit die Diffusion des traditionellen Komplementärverhältnisses von Produktions- und Reproduktionssphäre neue Handlungsräume für Frauen eröffnet bzw. diese Handlungsräume durch kollektiv gesetzte Ungleichheit auf dem Arbeitsmarkt geschlossen werden.

Im theoretischen Teil des Bandes wendet sich *Johann Handl* gegen ein Analysemodell, das Frauen als homogene Sozialkategorie begreift und plädiert für eine Ergänzung der Mobilitäts- durch die Segregationsforschung, während *Eva Cyba* etablierte Schließungsprozesse grundsätzlich gegen alle Frauen gerichtet sieht und einen Prozeß der Klassenformierung für möglich hält. *Reinhard Kreckel* gibt zu bedenken, daß beide Geschlechter von der doppelten Vergesellschaftung betroffen sind und hofft auf eine Institutionalisierung des Konfliktes, ähnlich der Institutionalisierung des Konfliktes von Kapital und Arbeit. *Brigitte Aulenbacher* und *Tilla Siegel* bestreiten die Geschlechtsneutralität des Rationalisierungsgedankens und erkennen in der Industriegesellschaft-

lichen Reorganisation des Geschlechterverhältnisses eine Reproduktion und Modifizierung von Ungleichheit. *Frerichs* und *Steinrücke* beschreiben Forschungsprobleme einer Verkopplung von Frauen- und Schichtungsforschung und diskutieren das Bourdieusche Modell des sozialen Raumes in diesem Zusammenhang.

Eindrucksvoll bestätigen sich im empirischen Teil des Bandes die unterschiedlichen, kaum anschließfähig erscheinenden Sozialisationsmuster von Frauen in Ost- und Westdeutschland. Abgesehen von der unvermeidlichen Fragwürdigkeit, daß Ostfrauen „ein abwertendes Verhältnis zu ihrem Körper, zu ihren Gefühlen“ (S. 112) haben, bleibt noch genug, das einer paßgenauen Modernität widerstrebt. *Irene Dölling* vergleicht die individuellen Bewältigungsstrategien zweier Tagebuchautorinnen der Wendezeit und stößt auf die verinnerlichteten Geschlechterhierarchien des politischen Systems. *Ulrike Martiny* nimmt dagegen im Alltag der alten Bundesländer wahr, daß sich die Großgruppe der Nicht-Verheirateten formiert und aus dem Allein-Leben durch „Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit“ eine Lebensform geworden ist. Während *Angela Diezinger*, Geschlechterverhältnis und Individualisierung im Westen überdenkend, die Schwierigkeiten analysiert, die „Anforderungen verschiedener gesellschaftlicher Teilsysteme zu einem Muster

## Buchbesprechungen

der Lebensführung zusammenzuführen“ (S. 146), tritt in *Andrea Langes* Interview mit zwei „abgewickelten“ Elektrikerinnen aus dem Stahlwerk Brandenburg eine Mischung von Selbstbewußtsein und „vormoderne“ Tugenden wie Bescheidenheit, Anständigkeit und ein ausgeprägter Pragmatismus zu Tage, der den emphatisch gebrauchten, das ganze Buch durchdringenden Begriff der „Lebenschancen“ zumindest ironisiert.

Der bürgerliche Gleichheitsbegriff, wie er etwa durch die Französische Revolution geprägt wurde, ist selbstverständlich ein formaler, das heißt eine Bestätigung der Subjektivität jedes Menschen, aber kein

Konzept zur Realisierung dieser Subjekthaftigkeit. „Lebenschancen“ sprengt dagegen die Freiheit des Formalen und verpflichtet konkrete Biographien auf ein Wertesystem, das auf steigender Verfügbarkeit verschiedener Kapitalsorten beruht. Leben soll ein unbegrenzter Horizont von Möglichkeiten, eine Spielwiese sozialer Rollen sein, die kaum ein Hauch der Notwendigkeit streift. Aber die Kommentare aus dem Stahlwerk Brandenburg konterkarieren die Inszenierungen eigener Biographie (S. 135): „Man kann sich doch das Leben nicht nur schwer machen, um nach irgendetwas zu streben...“

André Debüser